

Interkulturelle Kompetenz neu denken?!

(Jürgen Bolten, Jena)

Erscheint in: Polylog, Sonderheft "Interkulturelle Kompetenz in der Kritik". Wien 2016

Interkulturelle Kompetenz ‚neu denken‘? Angesichts der Vielfalt aktueller Forschungsdiskurse und themenbezogener Veröffentlichungen erscheint die Notwendigkeit eines solchen Vorhabens nicht auf Anhieb plausibel. Ein Blick auf die Forschungsentwicklungen der vergangenen Jahre scheint diesen Eindruck zu bestätigen. Den letzten umfassenden Impuls, geltende Paradigmen des Konstrukts „Interkulturelle Kompetenz“ grundlegend zu überdenken, bot im deutschen Sprachraum 2003 ein Themenheft der Zeitschrift „Erwägen – Wissen – Ethik. Streitforum für Erwägungskultur“. 34 Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen setzten sich seinerzeit in kritischen Kommentaren mit den Gedanken des lerntheoretisch orientierten Hauptbeitrags von Alexander Thomas auseinander¹. Auf die einzelnen Kommentare reagierte Thomas in demselben Heft mit einer umfangreicheren Replik. Auch wenn die Rezeption der Streitschrift in nachfolgenden Forschungsberichten und Einzelstellungnahmen relativ unisono zu Recht die übertrieben scharfen, polemischen und streckenweise „ermüdenden“ Argumentationen bemängelte², hatte die Publikation wesentlich dazu beigetragen, Möglichkeiten des Dialogs für bis dato disziplinär weitgehend voneinander abgeschottet existierende Vorstellungen zu Interkultureller Kompetenz zu öffnen. Gerade weil offenkundig geworden war, „welche Gräben sich innerhalb der deutschen ‚Scientific Community‘ bei der Beschäftigung mit interkultureller Kompetenz aufturn“³, war die Folgezeit durch einen konstruktiveren Umgang mit der Thematik charakterisiert. Es entstanden eine Reihe von multi-, teilweise auch interdisziplinär angelegten Publikationen⁴, die deutlich werden ließen, dass der zuvor „erbitterte Streit um die Grundlagen interkultureller Kompetenz“⁵ nicht zu gewinnen oder zu verlieren sein würde, weil eine einheitliche Konzeptualisierung des Konstrukts nicht denkbar ist. Als Grund hierfür wurde vor allem die Kontextabhängigkeit interkulturellen Handelns genannt: Je nach Akteursfeld und insbesondere je nach dem situativen Beziehungsgeschehen in einem Akteursfeld verändern sich die Bedingungen interkulturell kompetenten Handelns. Dies gilt letztlich auch für die Theorie, innerhalb derer nach Ansicht von Thomas „vieles, zu vieles, [...] einseitig vom euroamerikanischen ‚westlichen‘ Kulturverständnis determiniert“⁶ sei. In der Konsequenz ließen sich Hoffnungen auf universal gültige Modelle interkultureller Kompetenz ebenso wenig aufrecht erhalten wie deren Verwendung als standardisierbare Messgröße bei Personalentscheidungen oder bei Personalentwicklungsmaßnahmen. Eine entsprechende Bilanz von Überlegungen aus dem zwischenzeitlich deutlich beruhigten Forschungsszenario dokumentierte 2010 das Sonderheft „Aktuelle Beiträge zur Interkulturellen Kompetenzforschung“ des Interculture Journal. Ähnlich unaufgeregt und zugleich konstruktiv ist der Eindruck, den aktuelle Forschungen zu interkulturellen Kompetenz vermitteln: Gerade weil universale Geltungsansprüche weggefallen sind, konzentrieren sich viele Arbeiten auf die Erörterung von Fragestellungen zur interkulturellen Kompetenz in Bezug auf detaillierte Akteursfelder wie Lehrerbildung, Schule, Vorschulerziehung, Gesundheitswesen, Polizeiausbildung, Schüler-/ Studierendenaustausch, sozialpädagogische

¹ Alexander Thomas: »Interkulturelle Kompetenz. Grundlagen, Probleme und Konzepte«. In: Erwägen – Wissen – Ethik. Streitforum für Erwägungskultur Bd. 14 (2003), H.1, S. 137-150.

² Matthias Otten: »Profession und Kontext: Rahmenbedingungen der interkulturellen Kompetenzentwicklung«. In Matthias Otten/ Alexander Scheitza/ Andrea Cnyrim (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz im Wandel*. IKO: Frankfurt-M./ London, S. 57-89 hier: S.58. Vgl. auch: Stefanie Rathje: »Interkulturelle Kompetenz. Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts«. In: Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht 13, (2006).. Zugriff am 27.4.2016 unter <http://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-11-3/beitrag/Rathje1.htm> sowie Alexander Scheitza: »Interkulturelle Kompetenz. Forschungsansätze, Trends und Implikationen für interkulturelle Trainings«. In M. Otten/ A. Scheitza/ A.Cnyrim (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz im Wandel* IKO : Fft./ M./ London 2007, S. 91-119.

³ A. Scheitza: »Interkulturelle Kompetenz«, Fn. 2, S.109f.

⁴ vgl. hierzu die umfassende Übersicht bei Daniela Gröschke: *Interkulturelle Kompetenz in Arbeitssituationen. Eine handlungstheoretische Analyse individueller und kollektiver Fähigkeiten*. Hampp: München / Mering, S.28ff.

⁵ S. Rathje: »Interkulturelle Kompetenz«, Fn. 2, S. 4

⁶ A. Thomas: »Interkulturelle Kompetenz«, Fn. 1, S. 149

Arbeitsbereiche, spezielle Branchen (Tourismus, Software, Marketing, Personal- und Organisationsentwicklung), um nur die am häufigsten bearbeiteten Gegenstandsbereiche der beiden vergangenen Jahren zu nennen. Wenig Raum nehmen dabei theoretische bzw. methodologische Grundlagendiskurse ein. Dadurch wird derzeit der Eindruck erweckt, das Forschungsfeld würde sich erneut in untereinander unverbundene Domänen aufsplitten - jetzt allerdings nicht mehr nur disziplinär, sondern deutlich vielfältiger in Praxisfelder - durchaus den Entwicklungen im Hochschulbereich entsprechend. Interkulturelle Kompetenzmodelle wie etwa das von Deardorff⁷ werden dabei - scientifically correct - zitiert, in die jeweilige Akteursfelduntersuchung zumeist nicht systematisch eingebunden. „Interkulturelle Kompetenz“ gerinnt dann leicht zum vielleicht attraktiven, aber inhaltsleeren Schlagwort. Oder die Bezeichnung wird, wie häufig in länderbezogenen Darstellungen („Erfolgreich mit Indern arbeiten“), mit Semantiken des (Inter-)Kulturbegriffs verknüpft, die zu Generalisierung und Kulturalisierung beitragen. Beides hat verständlicherweise Zweifel an der Legitimität der Bezeichnung „Interkulturelle Kompetenz“ gefördert und Überlegungen genährt, den Themenbereich insgesamt Konstrukten wie z.B. der „Diversitykompetenz“⁸ unterzuordnen.

Andererseits sind allerdings auch Entwicklungen zu beobachten, die aufgrund der aktuellen Neubestimmungen des Kultur- und Interkulturalitätsverständnisses in den vergangenen Jahren wie sie u.a. im Sonderheft „(Inter-)Kulturalität neu denken“ des Interculture Journals (2016) dokumentiert sind, dafür eintreten, die Bezeichnung „Interkulturelle Kompetenz“ - entsprechend neu gedacht - weiterhin aufrecht zu erhalten.

Vor diesem Hintergrund soll nachfolgend aus dem Blickwinkel eines auf interkulturelle Kompetenzförderung bezogenen Erkenntnisinteresses skizziert werden, welche Aspekte aus aktuellen Diskursen der Kompetenzforschung (1) sowie aus neueren Überlegungen zum Kultur- und Interkulturalitätsverständnis (2) zu berücksichtigen sind, um mit einem hinsichtlich seiner begrifflichen Grundlagen zukunftsweisenden Verständnis von Interkultureller Kompetenz arbeiten zu können. Wie dies umgesetzt werden kann und welche Konsequenzen daraus für die Konzeption von Maßnahmen zur Förderung interkultureller Kompetenz resultieren, soll abschließend kurz skizziert werden (3).

1. „Kompetenz“

In Bereich der Personalentwicklung, auf den sich der Beitrag als Akteursfeld vorrangig bezieht, aber auch in übergeordneten bildungstheoretischen Zusammenhängen, wird der Kompetenzbegriff aktuell ähnlich grundlegend und kontrovers diskutiert, wie vor einigen Jahren der (Inter-)Kulturalitätsbegriff in den Kultur- und Sozialwissenschaften.

Zu den schärfsten Kritikern zählt Manfred Becker, der Kompetenz als „Synonym postmoderner Unverbindlichkeit und Ungenauigkeit“⁹ dem „Humpty-Dumpty“-Bereich zuordnet: „Humpty-Dumpty-Wörter sind Begriffe, deren Inhalte sich jeder so zurechtlegt, wie er sie braucht. Kompetenz ist ein Humpty-Dumpty-Wort, weil jeder unter dem Begriff genau das versteht, was er darunter verstehen will“¹⁰.

Akzeptabel ist für Becker - unter Berufung auf Max Weber - allenfalls ein Kompetenzbegriff, der sich im Sinne der doppelten Semantik des lateinischen Ausgangswortes „competere“ nicht auf die Bedeutung des „Könnens“, sondern auf die des „Dürfens“ (→ Befugnis) bezieht¹¹. Der

⁷ Darla K. Deardorff: »Policy Paper zur Interkulturellen Kompetenz«. 2006. Zugriff am 30.4.2016 unter http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_17145_17146_2.pdf.

⁸ vgl. Antje Goy: »Vielfältige Kompetenzmodelle? – Ein Kompetenzmodell der Vielfalt«. In: NDV Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für Öffentliche und Private Fürsorge, Bd. 93 (2013), H. 4, S. 177-180

⁹ Manfred Becker: »Im Humpty-Dumpty-Rausch der Kompetenz. Plädoyer für die Stilllegung eines unbrauchbaren Begriffs.« In: Personalführung 12(2012), S. 32-39, hier: S. 32

¹⁰ ebd., S. 32.

¹¹ ebd., S. 35.

Kompetenzbegriff im Sinne von „Können“ stellt Becker zufolge eine leere und insofern unbrauchbare Worthülse dar:

„Kompetenz ist Alibi für die Unverbindlichkeitskultur, Kompetenz ist das Schutzschild für Feiglinge, die klare Werte scheuen, Kompetenz ist des Kaisers neues Kleid für alle diejenigen, die sich auf nichts Verbindliches einlassen und festlegen wollen. <...> Der Kompetenzbegriff ist unverzüglich stillzulegen!“¹². Mit ähnlicher polemischer Schärfe kontern Erpenbeck und Sauter: „Voraussagbar wird genau das Gegenteil geschehen. Die drohende Kompetenzkatastrophe wird darauf drängen, dass das Kompetenzdenken, wenn auch langsam, das heutige Wissensweitergabe- und Wissensbeurteilungssystem erschüttern wird, dass echte Kompetenzbeurteilungen und -entwicklungen sich durchsetzen werden.“¹³

Dass der Kompetenzbegriff - ähnlich wie der Kulturbegriff - in seinen etymologisch tradierten Bedeutungsvarianten fortbestehen wird, ist aus sprachgeschichtstheoretischer Sicht indes eher wahrscheinlich. Entsprechende Tendenzen geben aktuelle Thematisierungen des Kompetenzbegriffs zu erkennen. Im Fokus stehen hierbei allem Aspekte der Strukturierung (1.1), der Kontextualisierung/ Dynamisierung (1.2) sowie Möglichkeiten einer ganzheitlichen Erfassung von Kompetenz (1.3):

1.1 Strukturmerkmale

Auch wenn aktuelle Strukturierungen des Kompetenzbegriffs sehr unterschiedlich ausfallen, verwenden sie in der Regel Rasterungen, die mehr oder minder explizit auf Heinrich Roth und/ oder Franz E. Weinert verweisen. Roth hatte in seiner „Pädagogischen Anthropologie“¹⁴ eine Einteilung der Kompetenzbereiche in Sachkompetenz, Sozialkompetenz und Selbstkompetenz vorgenommen, die - in späteren Diskussionen um Methodenkompetenz ergänzt - bis heute einen wichtigen Orientierungsrahmen für die Entwicklung von Bildungsplänen darstellt. Dieser über die Weitergabe von „Informationswissen“¹⁵ deutlich hinausgehende „weite Kompetenzbegriff“¹⁶ erfuhr im Kontext der Pisa-Diskussionen unter Berufung auf die Kompetenzdefinition des Entwicklungspsychologen Weinert wichtige Erweiterungen. Ihm zufolge beschreiben Kompetenzen die „bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können“¹⁷. Das Zusammenwirken von kognitiven Kompetenzen und motivationalen Orientierungen ist aus der Perspektive Weinerts für Handlungskompetenz konstitutiv. Der dabei mitgedachte funktionale Aspekt („Wissen, Wollen, Handeln“¹⁸) hat im Anschluss an die sog. Klieme-Expertise „Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards“¹⁹ flächendeckend bildungspolitische Verankerung gefunden. Auch wenn innerhalb des Kompetenzdiskurses Befindlichkeiten bestehen, die einer Integration der Roth- und der Weinert-Tradition nicht unbedingt zuträglich zu sein scheinen²⁰, dürfte eine Kombination beider Bereiche zielführend sein. Schnittstellen zur interkulturellen Kompetenzforschung sind offenkundig, wobei eher von kognitiven, affektiven und konativen Einstellungskomponenten gesprochen wird²¹. Die Zusammenhänge verdeutlicht Abb. 1:

¹² ebd., S. 39.

¹³ John Erpenbeck/ Werner Sauter: *Stoppt die Kompetenzkatastrophe! Wege in eine neue Bildungswelt*. Springer: Berlin/Heidelberg 2016, S.31

¹⁴ Heinrich Roth: *Pädagogische Anthropologie. Bd.2: Entwicklung und Erziehung*. Schroedel: Hannover u.a.: 1971.

¹⁵ J.Erperbeck/ W.Sauter, Fn. 13, S.49.

¹⁶ Joachim Detjen u.a. (Hg.): *Politikkompetenz – ein Modell*. Springer Fachmedien: Wiesbaden 2012, S.19.

¹⁷ Franz E. Weinert (Hrsg), *Leistungsmessungen in Schulen*. Beltz: Weinheim und Basel 2001, S.27f.

¹⁸ J. Detjen, Fn. 16, S. 19.

¹⁹ Eckhard Klieme u.a.: *Zur Entwicklung nationaler Bildungsstandards. Eine Expertise*. BMBF: Bonn/ Berlin 2003.

²⁰ J. Erpenbeck/ W. Sauter, Fn. 13, S. 74.

²¹ Thomas Eppenstein: *Interkulturelle Kompetenz. Zugänge für eine kultursensible Soziale Arbeit*. Debus Pädagogik: Schwalbach/ Ts. 2015, S. 44.

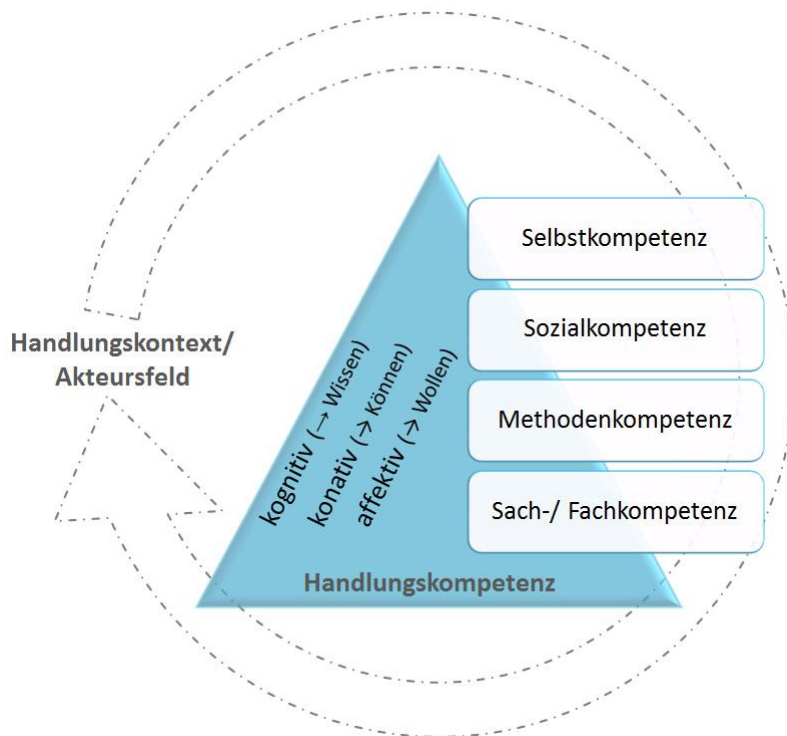


Abb. 1 Handlungskompetenz: Strukturmerkmale und Kontextualisierung

1.2 Kontextualisierung und Dynamisierung

Zu den wesentlichen Erfordernissen eines funktionalen und individuenbezogenen Kompetenzverständnisses zählt, wie übereinstimmend festgestellt wird, die Berücksichtigung sowohl personen- als auch situationsspezifischer Komponenten: „Kompetenzen sind <...> kontextbezogen zu beschreiben“²² und stellen keine allgemein gültigen Konstrukte dar. Dynamisch sind sie in zweierlei Hinsicht: Sie sind abhängig von konkreten Situationen, aber auch von den Wechselbeziehungen und Interaktionsprozessen der Akteure untereinander. Anders gesagt, jemand handelt in einer bestimmten Situation nicht nur „aus sich selbst heraus“ kompetent, sondern auch als Resultat der Interaktionsbeziehungen mit seinen Co-Akteuren. Diese Wechselseitigkeit generiert eine Eigendynamik der Situation, die präzise Kompetenzmessungen ebenso erschwert wie eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse.

Im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Kompetenzmodelle zur Erfassung individueller Lernergebnisse und zur Bilanzierung von Bildungsprozessen“²³ begann 2007 die Modellierung von „Kompetenzfacetten“, um auf diese Weise eine theoretisch und empirisch überprüfbare Basis für Diagnostik und Assessment zu erstellen.

Für die Kompetenzentwicklung und die Gestaltung kompetenzorientierter Lernarrangements folgt aus solchen kontextualisierenden und dynamisierenden Sichtweisen die Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung komplexerer und variabler Situationen, die - durchaus in Analogie zu interkulturellem Handeln - vor allem „mehrdeutige, unvorhersagbare und stresserzeugende Elemente enthalten“²⁴.

²² J. Detjen, Fn. 16, S. 22.

²³ Vgl. Detlev Leutner, Eckhard Klieme, Jens Fleischer, Harm Kuper: »Kompetenzmodelle zur Erfassung individueller Lernergebnisse und zur Bilanzierung von Bildungsprozessen - Aktuelle Diskurse im DFG-Schwerpunktprogramm«. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Sonderheft 18, 2013, S. 1-4.

²⁴ Stefan Münzer: *Kompetenzorientierung aus Sicht der empirischen Bildungsforschung*. Statement im Rahmen des Saarbrücker Kolloquiums Fachdidaktik am 27.6.2012. Universität des Saarlandes www.uni-saarland.de/fileadmin/user_upload/Einrichtungen/zfi/PDF_Fachdidaktik/PDF_Kolloquium_FD/Kompetenzorientierung_aus_Sicht_der_empirischen_Bildungsforschung_Statement_mit_Folien.pdf (Abruf: 12.8.2016)

1.3 Ganzheitlichkeit

Eine dritte Bedeutung von „competere“ außer dem erwähnten „Dürfen“ und „Können“ verweist auf das „Zusammenbringen“ - hier: der beschriebenen Struktur- und Prozesskomponenten. Gelingt dies, kann „Kompetenzentwicklung als Kreislauf“²⁵ aufgefasst werden. Die damit verknüpfte Vorstellung eines ganzheitlichen Kompetenzverständnisses entspricht allerdings nicht der Praxis. Dort werde, so der kritische Blick auf aktuelle PISA und Bologna-Umsetzungen „dem mächtig-gewaltigen Wissensweitergabe- und Beurteilungssystem weiterhin seine Herrschaft des distanzierenden Diagnostizierens und Evaluierens“²⁶ eingeräumt. In theoretischen Positionierungen neuerer Kompetenzdiskurse steht die Bedeutung des Ganzheitlichkeitsaspekts hingegen außer Frage: Es gehe darum, die „Trennung zwischen dem kognitiven Bereich und dem motivationalen Bereich“ aufzuheben und praxistaugliche Maßnahmen zu modellieren, mit denen sich Kontext- bzw. Akteursfeldreziprozitäten sowie „motivationale und affektive Aspekte als Determinanten des Lernerfolgs einbeziehen“²⁷ lassen. Entsprechend holistisch ausgerichtete Ansätze tragen der medienbedingt immer weitgreifenderen Vernetzung von Lernprozessen Rechnung und werden folgerichtig als Grundlage einer Beseitigung der gegenwärtigen „Kompetenzkatastrophe“ apostrophiert²⁸. Für die Kompetenzforschung setzt die stärkere Berücksichtigung der Vernetztheit und des nicht-linearen Charakters ihres Gegenstandsbereichs allerdings auch die Bereitschaft voraus, ihren eigenen Wissenschaftsbegriff zu überprüfen:

„In Netzwerken zu denken, ist eine andere Art zu denken. Zumindest in der westlichen Welt werden Netzwerke und Systeme in Teile zerlegt, um sie einzeln bearbeiten zu können. Der Begriff der Wissenschaft ist aus dieser reduktionistischen Sichtweise entstanden: ‚Science‘ leitet sich aus dem indogermanische Wortstamm ‚skei-‘ ab, das ‚Trennung‘ oder ‚Seperation‘ bedeutet. Probleme werden in Teile zerlegt, um sie besser bearbeiten zu können <...> und die ganzheitliche Anschauung wird ausgeklammert.“²⁹

2. Interkulturalität

Rolf Elberfeld hat seinen Forschungsbericht zur Entwicklung interkultureller, multikultureller und transkultureller Diskurse bis Ende der siebziger Jahre mit einer vergleichbaren Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Traditionen eingeleitet, „mit der in Europa immer noch mit großer Selbstverständlichkeit ganze Wissensbereiche voneinander abgetrennt werden“³⁰.

Gerade die wissenschaftliche Praxis von Interkulturalität bietet seiner Überzeugung nach im Allgemeinen die Chance einer „Transformation der Wissensordnungen in Europa“ und im Besonderen „Möglichkeiten innovativer und postkolonialer Theoriebildung“³¹. Tatsächlich, so Elberfeld, sei man jedoch weit von diesen Zielen entfernt, da „die verschiedenen, bestimmten Schlagwörtern verpflichteten Schulen sich um Abgrenzung mehr bemühen als um Sachprobleme“³². Die Konsequenz waren Kämpfe um Begriffshoheiten, bei denen bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrzehnts unklar war, ob Wörter wie „Kultur“ und „Interkulturalität“ noch Überlebensfähigkeit besaßen oder doch eher im „Humpty-Dumpty“ Sinn ad acta gelegt werden sollten³³.

²⁵ J. Erpenbeck/ W. Sauter, Fn. 13, S. 112.

²⁶ Ebd., S. 76.

²⁷ S. Münzer, Fn. 22, S. 3.

²⁸ J. Erpenbeck/ W. Sauter, Fn. 13, S. 22.

²⁹ Lukas Zenk / Frank D. Behrend: »Soziale Netzwerkanalyse in Organisationen«. In: Richard Pircher: *Wissensmanagement, Wissenstransfer, Wissensnetzwerke*. Publicis: Erlangen (2010): 211-223, hier S. 212.

³⁰ Rolf Elberfeld: »Forschungsperspektive ‚Interkulturalität‘. Transformation der Wissensordnungen in Europa«. In: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 2(2008), H. 1, S. 7-36, hier S. 9.

³¹ ebd., S. 8.

³² ebd., S. 10.

³³ Vgl. Chris Hann: *Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs*. *Zeitschrift für Kulturwissenschaft*, 1, 2007, S. 125-135; Dominic Busch:

Inzwischen mehrt sich die Zahl derer, die sich unter der Prämisse eines „Neu Denkens“ für eine Weiterverwendung des Interkulturalitätsbegriffs einsetzen. Ähnlich wie in Bezug auf den Kompetenzbegriff fällt auch hier die relativ große Zahl von Studien auf, die sich in jüngster Zeit mit *Thematisierungen* des Interkulturalitätsbegriffs und des in diesem Zusammenhang vollzogenen Paradigmenwechsels befasst haben.³⁴

Versucht man hinsichtlich der im Detail sehr unterschiedlich begründeten Plädoyers für eine Neuorientierung der Interkulturalitätsforschung gemeinsame Schnittmengen zu formulieren, fallen zunächst eine Reihe von mehr oder minder durchgängig genannten Ausschlusskriterien ins Auge. Überwiegend *abgelehnt* werden in diesem Zusammenhang:

- a. Argumentationen, die mit Homogenitätsprämissen arbeiten und Heterogenitäts- und Diversitätsmerkmale von Kulturen ausblenden (→ „Containerdenken“, Kohärenzbehauptungen) und dementsprechend zur Anwendung von Ausschlusslogiken und Binärkonstruktionen führen (*entweder* Eigenes *oder* Fremdes; Kultur A vs. Kultur B); Versuche eindeutiger kultureller Grenzziehungen durch die Gleichsetzung von „Kultur“ und „Nationalkultur“; Ignorieren der kulturellen Mehrfachzugehörigkeit von Akteuren - und in diesem Zusammenhang: Reduktionen von „Interkulturalität“ auf „Kulturvergleiche“ bzw. - fälschlicherweise gleichbedeutend verwendet - auf „interkulturelle Vergleiche“.
- b. Substanzverständnisse von Kultur; einseitige Strukturorientierungen unter Vernachlässigung der Prozesshaftigkeit kultureller Akteursfelder und damit verbunden das Ausblenden interaktionaler Aspekte; Syntheseverständnis von Interkulturalität als eigenständiges „Drittes“ (A + B = C).
- c. Monokausale und lineare Erklärungen kultureller Entwicklungen; Objektivitätsbehauptungen; das Ausblenden globalgeschichtlicher Vernetzungszusammenhänge.
- d. Vernachlässigung des Faktors ‚Macht‘ in interkulturellen Beziehungen
- e. Engführung der Gegenstandsbereiche auf interkulturelle Missverständnisse, Vernachlässigung der Synergie-/Chancenpotentiale interkulturellen Handelns.

Aus diesen Kritikpunkten lassen sich umgekehrt Orientierungen ableiten, die bei Konzeptualisierungen interkultureller Kompetenzentwicklungsmaßnahmen beachtet werden sollten. Hierzu zählen unter anderem (a)mehrwertige/ netzwerkorientierte (Inter-)Kulturalitätsverständnisse, (b) Fragen des Verhältnisses von Struktur- und Prozessorientierung, (c) Perspektivenreflexivität, Möglichkeiten der Beschreibbarkeit kultureller Akteursfelder, (d) Relationalität und Umgang mit dem Faktor ‚Macht‘ sowie (e) die Gestaltung synergetischer und nachhaltiger interkultureller Beziehungen:

»Kultur als diskursives Produkt«. In: Dietmar Treichel/ Claude Helene Mayer (Hg.): *Lehrbuch Kultur*. Waxmann: Münster 2011, S. 194-202.

34 vgl. u. a. Jürgen Bolten: »Interkulturelle Personalentwicklung im Zeichen der Globalisierung: „Paradigmenwandel“ oder „Paradigmenkorrektur“?« In: Ders. (Hg.): *Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft: Positionen, Modelle, Perspektiven*. Wissenschaft und Praxis: Sternenfels 2004, S. 40-62; Klaus Peter Hansen: »Kritische Überlegungen zum interkulturellen Paradigma.« In: Bärbel Kuhn u.a. (Hrsg.), *Grenzen ohne Fächergrenzen*. König Universitätsverlag: St.Ingbert 2007, S.149-178; Alois Moosmüller (Hrsg.): *Interkulturelle Kommunikation. Konturen einer wissenschaftlichen Disziplin*. Waxmann: Münster 2007; Alois Moosmüller: »Kulturelle Differenz: Diskurse und Kontexte«. In: Ders. (Hrsg.), *Konzepte kultureller Differenz*. Waxmann: Münster 2009, S. 13-45; Helene Haas: *Das interkulturelle Paradigma*. Stutz: Passau 2009.; Wendy Leeds-Hurwitz (2010): »Writing the Intellectual History of Intercultural Communication«, in: T.N.Nakayama/ R.Tamiko Haiualini (Hrsg.): *The Handbook of Critical Intercultural Communication*, Wiley-Blackwell Publishing: London, S. 21-33; Fred Dervin: *Impostures interculturelles*. Editions L'Hartmann: Paris 2011; Lena Schmitz: *Nationalkultur versus Berufskultur. Eine Kritik der Kulturtheorie und Methodik Hofstedes*. Transcript: Bielefeld 2015; Jürgen Henze: »Vom Verschwinden des (Inter)Kulturellen und Überleben der (Inter)Kulturalität«. In: *Interculture Journal* 15(2016), H.26, S. 59-74; Klaus Lösch: »Multikulturalität, Transkulturalität, Transdifferenz« In: Michael Nollert,/ Amir Sheikhzadegan (Hrsg.), *Gesellschaften zwischen Multi- und Transkulturalität*, Seismo-Verlag: Zürich 2016, S. 82-108.

a. Mehrwertigkeit und Unschärfe von ‚Kultur‘ und ‚Interkulturalität‘

Dass homogenisierende und kohärenzorientierte Kulturbegriffe heute überwiegend kritisch betrachtet werden (obwohl sie in der interkulturellen Trainingspraxis durchaus noch Einsatz finden), lässt sich vor allem mit dem globalen Vernetzungsgeschehen der vergangenen Jahrzehnte begründen. Geleitet von immensen logistischen und medientechnologischen Innovationsschüben hat mit der Quantität der weltweiten Informationsflüsse via Social Media Messenger, Mobilfunk, Skype, Google Earth, Wikipedia etc. in kurzer Zeit auch die Differenziertheit des Wissens in immenser Weise zugenommen. Ein Denken in eher statischen Strukturen, Autonomiepostulaten, Homogenitätsprämissen erscheint vor diesem Hintergrund unglaublich und dechiffriert sich als Relikt der „Ersten Moderne“³⁵.

Wer Informationen einmal mikroperspektivisch aufgenommen, sie in ihrer Vielfalt und Heterogenität reflektiert hat, wird sich dessen auch bei einem „Wegzoomen“ zu makroperspektivischen Betrachtungsweisen bewusst bleiben und Homogenitätsbehauptungen als Perspektivensache, nicht aber als objektive Tatbestände verstehen³⁶: Grenzen erscheinen unter dieser Voraussetzung unscharf, Beziehungen vielfältig. Genauso wird der Einzelne sichtbar als Akteur komplexer Beziehungsnetzwerke. Er ist nicht angemessen beschreibbar als Angehöriger *einer* bestimmten „community“ (z.B. Nationalkultur). Er ist charakterisiert durch kulturelle Mehrfachzugehörigkeit, durch „Multikollektivität“³⁷ bzw. Multirelationalität³⁸ (vgl. Abb.2) und damit nicht mehr im Sinne logischer Zweiwertigkeit *entweder* der einen *oder* der anderen community zuzuordnen, sondern im Sinne mehrwertiger Logiken sowohl Mitglied der einen als auch Mitglied der anderen community. Durch diese Mehrfachbeziehungen entstehen automatisch auch Vernetzungen der communities: Kulturen bzw. kulturelle Akteursfelder werden beschreibbar als polykollektiv bzw. polyrelational strukturierte "fuzzy sets"³⁹.

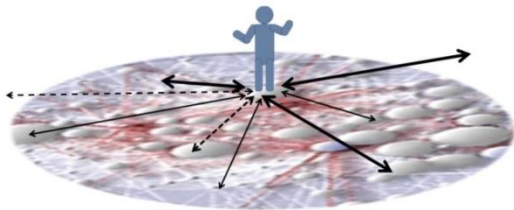


Abb. 2: Mehrfachzugehörigkeit des Einzelnen zu unterschiedlichen kulturellen Akteursfeldern (die dadurch untereinander verbunden sind)

b. Strukturprozessualität

Wissenschaftsgeschichtlich hat die Interkulturalitätsforschung seit den achtziger Jahren den von Beck beschriebenen Weg von der „Ersten“ zur „Zweiten Moderne“, vom Paradigma des „Entweder - Oder“ zum dem des „Sowohl als Auch“⁴⁰, tendenziell dadurch vollzogen, dass sich der Fokus insgesamt von einem eher makroperspektivisch-strukturorientierten, geschlossenen zu einem offenen, vernetzt und mikroperspektivisch-prozessual gedachten Kulturbegriff verlagert hat (vgl. Abb. 3).

³⁵ Ulrich Beck: *Was ist Globalisierung?* Suhrkamp: Frankfurt/M.1999, S.24f.

³⁶ Vgl. Jürgen Bolten: *Interkulturelle Kompetenz*. Landeszentrale für Politische Bildung: Erfurt, 5. Auflage 2012; Ulrich Zeuschel: »"Zoomen" zum Entdecken interkultureller Verständigungspotenziale und -ressourcen«. In: *Interculture Journal* 15(2016), H.26, S. 93-96.

³⁷ Klaus Peter Hansen: *Kultur, Kollektivität, Nation*. Stutz: Passau 2009.

³⁸ Jürgen Bolten: *Einführung in die Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. UTB: Göttingen, 2.Aufl. 2015.

³⁹ Lotfi Asker Zadeh: »Outline of a New Approach to the Analysis of Complex Systems and Decision Processes«. In: *IEEE Trans. on Systems, Man, and Cybernetics*, Nr. 3, 1973, S. 28–44.

⁴⁰ Ulrich Beck, Fn. 35, S. 58.

Dennoch koexistieren gegenwärtig innerhalb des gesamten Spektrums eine Reihe sehr unterschiedlicher Kulturverständnisse⁴¹. Gleiches gilt für abgeleitete Relationsbegriffe wie Multi-, Inter- und Transkulturalität: Mit zunehmender Strukturorientierung, begünstigt etwa durch die Furcht vor einem „clash of cultures“⁴² verhärteten Kulturverständnisse, tendieren zu Abgrenzungen, zu Separationsbereitschaft oder zur Akzeptanz eines multikulturellen Nebeneinander. Umgekehrt begünstigt Offenheit gegenüber globalen Vernetzungsvorgängen eine Prozessorientierung auch der Perspektive: Vernetzungen werden nicht durch multikulturelles Nebeneinander, sondern durch interkulturelles Miteinander, durch Kollaboration und Kohäsion initiiert. In einem solchen durch Vielfalt und Differenz erfahrung bestimmten „Tanz der Kulturen“⁴³ verschwimmen Grenzen, erscheinen eindeutige Zuordnungsoptionen unreal und fuzzy - gerade weil die (historisch) vorgängigen transkulturellen „Flüsse“ und kulturellen Akteursfeldvernetzungen offenkundig werden.

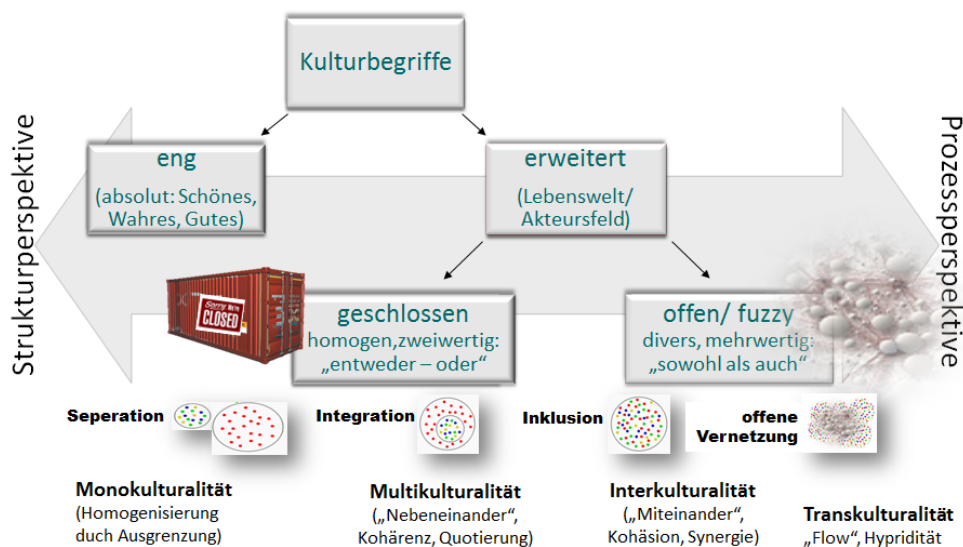


Abb.3 Kultur- und Interkulturalitätsverständnisse im Spektrum zwischen Struktur- und Prozessperspektive

Wissenschaftshistorisch ist vor diesem Hintergrund die in den 90er Jahren von Welsch erfolgreich initiierte Wiederbelebung der Wortmarke „transkulturell“⁴⁴ ebenso plausibel wie die Einführung von Neologismen wie etwa „Hyperkulturalität“⁴⁵. Gleiches gilt - aus der Prozessperspektive - in Hinblick auf die von „Transkulturalisten“ vorgetragene Kritik an einem Interkulturalitätsverständnis, das Interkulturalität im Sinne der Containermetapher eher strukturbezogen als ein kohärentes „Dazwischen“ zwischen zwei klar abgegrenzten Räumen bzw. „Kulturen“ versteht. Allerdings hatten viele „Interkulturalisten“ zum Zeitpunkt der aufkommenden Sympathie für den Transkulturalitätsgedanken selbst bereits einen Wandel hin zum Prozessdenken vollzogen⁴⁶. Vielleicht um die Legitimität transkultureller Perspektiven zu unterstreichen, steigerte Welsch in der

⁴¹ Vgl. Joana Breidenbach/ Pál Nyiri: *Maxikulti. Der Kampf der Kulturen ist das Problem - zeigt die Wirtschaft uns die Lösung?* Campus: Frankfurt/ New York 2008, S. 7ff.

⁴² Samuel P. Huntington: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert.* Europa-Verlag München, Wien 1996.

⁴³ Joana Breidenbach/ Ina Zukrigl: *Tanz der Kulturen - Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt.* rororo: Reinbek 2000.

⁴⁴ Wolfgang Welsch: »Transkulturalität – Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen«. In: *Information Philosophie* 2, 1992, S. 5-20.

⁴⁵ Byung-Chul Han: *Hyperkulturalität. Kultur und Globalisierung.* Merve Verlag: Berlin 2005.

⁴⁶ Z.B. Jürgen Bolten: »Life-World Games«. *Theory of Intercultural business Communication.* In: *European Journal of Education.* 28 (1993), H.3, S. 339 – 348.

Folgezeit - mit universalistischem Vorzeichen - den Dynamisierungsgrad des Transkulturalitätsbegriffs. Dass man dafür „auch einige Verluste an kultureller Vielfalt in Kauf nehmen können“ müsste⁴⁷ (Welsch 2009, 14), war naheliegend, stieß in einer Zeit der Konjunktur von Diversity-Initiativen aber nicht auf ungeteilte Zustimmung, sondern bot eher Raum für Kritik einer solchen „Strukturvergessenheit“.

Vor dem Hintergrund wiedererstarkender nationaler Abgrenzungsstrategien, Widerständen gegenüber globalen Entgrenzungen und als zu hoch empfundenen Prozessdynamiken, scheinen derzeit Denkansätze an Bedeutung zu gewinnen, die eine Mittlerposition zwischen den Polen „Struktur“ und „Prozess“ einnehmen. Beispiele hierfür sind Überlegungen zu einem „neuen“ prozessorientierten, auch als „Interkulturalität 2.0“ bezeichneten Interkulturalitätsbegriff⁴⁸, aber auch Arbeiten, die im Umkreis des Erlanger Graduiertenkollegs „Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz“ entstanden sind⁴⁹. Die Wortmarke „Transdifferenz“ verweist auf einen Argumentationszusammenhang, der inhaltlich in vieler Hinsicht deckungsgleich ist mit einem prozess- und kohäsionsorientierten Verständnis von Interkulturalität⁵⁰: „Der Begriff der Transdifferenz stellt die Gültigkeit binärer Differenzkonstrukte in Frage, bedeutet jedoch nicht die Aufhebung von Differenz“⁵¹. Differenzen bzw. Strukturen erweisen sich vielmehr als perspektivenabhängig, prozesshaft, „fuzzy“⁵².

Im Sinne des erwähnten Zoomings liegt es dementsprechend nahe, Kultur und Interkulturalität lediglich als unterschiedliche Perspektiven auf einen identischen Gegenstandsbereich zu verstehen: Kultur als strukturorientierte, Interkulturalität als prozessorientierte Perspektive.

Wie sich die politisch und gesellschaftlich derzeit weltweit spürbaren Fundamentalisierungen und Polarisierungen auf Fortschreibungen des Konzepts einer eher universal verstandenen Transkulturalität auswirken werden, bleibt abzuwarten⁵³. Wie jüngste Äußerungen Welschs andeuten⁵⁴, wäre auch hier eine Rückkehr zu größerem Differenzbewusstsein nicht überraschend. Dass sich in den Fachdiskursen ebenso wie in der politischen Praxis „endgültig“ keines der beschriebenen Verständnisse durchzusetzen vermochte und dies wohl auch künftig nicht der Fall sein wird, lässt sich mit der Kontextgebundenheit der Kulturperspektiven begründen. Situationsabhängig kann es durchaus sinnvoll sein, Eskalationsbefürchtungen temporär durch Separation zu mindern, gerade um - beispielsweise für Folgesituationen - Vernetzungsoptionen aufrecht zu erhalten. Spielt man hingegen Struktur gegen Prozess, „entweder - oder“ gegen „sowohl als auch“, Binarität gegen Mehrwertigkeit bzw. die entsprechenden Kulturverständnisse gegeneinander aus, verkennt man,

⁴⁷ Wolfgang Welsch: »Was ist eigentlich Transkulturalität?« (2009). Download unter: <http://www2.uni-jena.de/welsch/tk-1.pdf>; Zugriff 3.5.16

⁴⁸ Götz Kollé: »Transdifferenz«. In: Kulturshaker.de. Kritische Kulturtheorie für die Praxis. <http://kulturshaker.de/kulturkonzepte/transdifferenz/> (Abruf 12.5.2016); vgl. Annita Kalpaka/ Paul Mecheril: »Interkulturell. Von spezifisch kulturalistischen Ansätzen zu allgemein reflexiven Perspektiven«. in: Paul Mecheril u.a. (Hrsg.): *Migrationspädagogik*. Beltz: Weinheim 2010, S. 77-98.

⁴⁹ Klaus Lösch, K.: »Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte«. In: Allolio-Näcke/ Kalscheuer/ Manzeschke (Hrsg.), *Differenzen anders denken*, Campus Verlag: Frankfurt/M. 2005, S.26-49.

⁵⁰ Vgl. Stefanie Rathje: *Unternehmenskultur als Interkultur*. Wissenschaft und Praxis: Sternenfels 2004.

⁵¹ Klaus Lösch, Fn 47, S. 23.

⁵² Ebd., S. 39 sowie Jürgen Bolten: »Unschärfe und Mehrwertigkeit: „Interkulturelle Kompetenz“ vor dem Hintergrund eines offenen Kulturbegriffs«. In: Wilfried Dreyer/ Ulrich Hoessler (Hg.): *Perspektiven interkultureller Kompetenz*. Vandenhoeck: Göttingen 2011, S. 55-70.

⁵³ Hans Rudolf Wicker: »Pluralisierungen und die Reichweite von Multikulturalismuskonzepten in modernen Rechtsstaaten«. In: Michael Nollert/ Amir Sheikhzadegan (Hrsg.), *Gesellschaften zwischen Multi- und Transkulturalität*, Seismo-Verlag: Zürich 2016, S. 32-45, hier S.44f.

⁵⁴ In der Ankündigung eines Vortrags „Transkulturalität - Realität und Aufgabe“ an der Universität Helsinki (2016) schreibt Welsch: „Also versuchte ich, ein den neuen Verhältnissen adäquates Kulturkonzept zu entwickeln - daraus entstand das Konzept der Transkulturalität: Die heutigen Flüchtlingsbewegungen waren damals noch nicht abzusehen.“ Der Beitrag erscheint in: Hans W.Giessen/ Christian Rink (Hrsg.): *Kultur und Globalisierung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Signaturen*. Metzler: Stuttgart 2017.

dass Zweiwertigkeit logisch nicht Gegenspieler von Mehrwertigkeit, sondern deren Bestandteil ist. Die Konsequenz besteht dementsprechend darin, strukturorientierte (*entweder - oder*) und prozessorientierte Kulturbegriffe (*sowohl als auch*) nicht exkludierend zu behandeln, sondern inkludierend (*sowohl entweder oder als auch sowohl als auch*). Ein „Neu Denken“ wäre folglich geleitet von *strukturprozessualen*, selbstreflexiven Sichtweisen, aus denen Kulturverständnisse als Ausdrücke konkreter und situationsbedingt variabler Perspektiven auf bestimmte Akteurs(feld)zusammenhänge resultieren.

c. Perspektivenreflexivität

Wenn Verständnisse von Kultur und abgeleiteten Relationsbegriffen vor allem perspektivengeleitet und situationsabhängig generiert werden, sind Kulturanalysen auf Thematisierungen entsprechender Reflexionen angewiesen. Aus der Akteursperspektive erscheint es zudem unverzichtbar, eigene Perspektivenentwicklungen kontinuierlich zu reflektieren. „Statt ‚Was ist Kultur?‘ lautet die grundlegende Frage des ‚neu Denkens‘ nun ‚Wie denken Menschen?‘“⁵⁵, aus welchen Motiven nehmen sie bestimmte Perspektiven ein?

Perspektivenreflexivität initiiert dementsprechend auf einer Metaebene kontinuierlich Positionsbestimmungen: Wie verorte ich mich selbst angesichts bestimmter Kontextbedingungen innerhalb des strukturprozessualen Spektrums? Welche Grade an struktureller Sicherheit sind für mich in welchen Zusammenhängen nötig, welche Grade an Veränderungsdynamik, an ‚Fuzzyness‘ und Unsicherheit sind möglich?

Antworten auf diese Fragen geben zu können, bedeutet sich selbst zu positionieren, situationsgebundene Haltungen einzunehmen, und, wenn es darum geht „Interkulturalität neu zu denken, dann kann dies nur gelingen, wenn sich auch die bisherige Forschung stärker zu einem moralischen Bekenntnis durchringt und dieses (kontrovers) reflektiert“⁵⁶. In diesem Sinn ließe sich durchaus „Interkulturalität“ durch „Kulturreflexivität“ ersetzen⁵⁷

d. Relationalität

In welcher Weise Kulturen konstruiert werden, ob aus einer eher essentialistischen Struktur- oder einer eher relationalen Prozessperspektive, hängt nicht unwesentlich von den Handlungskontexten ihrer Akteure (oder besser Konstrukteure) ab. Dass vor diesem Hintergrund in den letzten Jahrzehnten – vielleicht sogar proportional zur Entwicklung der Globalisierungsbejahung – überwiegend Prozesse im Fokus standen, mag eine Erklärung sein für die damit verbundene, teils vehemente Kritik an „alten“, der „Ersten Moderne“ zugeschriebenen, nicht-relationalen substanzbezogenen Kultur- bzw. vergleichsorientierten Interkulturalitätsbegriffen. Relationalität als Ausdruck des Wechselspiels komplexer (Netzwerk)Beziehungen bezeichnet in diesem Zusammenhang einen gemeinsamen Nenner des „neu Denkens“ von (Inter)Kulturalität, auf den zahlreiche zentrale Begriffe der aktuellen Interkulturalitätsforschung wie „Multiple Identities“, „Kohäsion“, „Kollaboration“ oder auch das Verständnis von Kultur als „Netzwerk konventionalisierter Reziprozitätsdynamiken“ bezogen sind. Aber selbst wenn angesichts der bestehenden globalen Vernetzungen eine Revitalisierung oder gar Legitimierung des essentialistischen Kulturbegriffs kaum glaubwürdig vermittelbar ist: Ein prozessuales Verständnis von Identität (Identität als Resultat von Akteursbeziehungen) schließt ein essentialistisches Identitätsverständnis nicht per se aus. Letzteres ist als Fluchtpunkt gerade dann attraktiv, wenn Beziehungen als zu vielfältig, zu flüchtig, zu agil und

⁵⁵ Sabine Ayd: »It's culture, stupid! Erklären, Scheitern und Weiterdenken«. In: Interculture Journal 15(2016), H. 26, S. 9-22, hier S. 14.

⁵⁶ Vgl. Dominic Busch/ Jana Möller-Kiero: »Interkulturalität neu denken erfordert moralische Bekenntnisse. Die Analyse einer Debatte zwischen Vertreter*innen von Konvivialismus, Interkulturalismus, Kosmopolitismus sowie Autor*innen zur interkulturellen Kommunikation«. In: Interculture Journal 15(2016), H.26, S. 43-58. 2016, S.43

⁵⁷ Kirsten Nazarkiewicz: »Kulturreflexivität statt Interkulturalität? « In: Interculture Journal 15(2016), H.26, S. 23-32.

Wandlungsprozesse als zu schnell und strukturvergessen empfunden werden. Der - gegenwärtig populistisch verstärkte - Ruf nach festen und „sicheren“ Strukturen ist ein Beispiel dafür und dokumentiert gleichzeitig die Notwendigkeit, den Faktor Macht stärker als bisher zu reflektieren um eine „blindness to power imbalances“ zu vermeiden.⁵⁸

e. Nachhaltigkeit

Aspekte der Nachhaltigkeit im Sinne eines „sustainable glocal relationship building“⁵⁹ werden in Interkulturalitätsdiskursen bislang eher am Rande erörtert. Fragen der Realisierung von langfristig tragfähigen Formen globaler Vernetzung und Kollaboration, wie sie etwa vom Konvivialismus⁶⁰ oder von Commons-Konzepten⁶¹ aufgeworfen werden, dürften jedoch künftig auch die Interkulturalitätsforschung intensiver beschäftigen.⁶² Ein „Neu Denken“ in dieser Hinsicht deutet sich mit dem wachsenden Interesse an einer Umsetzung von Chancenpotentialen interkulturellen Handelns an: es geht nicht mehr in erster Linie um das Sezieren dysfunktionaler Interaktionen, sondern um Fragen einer synergie- und kohäsionsorientierten Zukunftsgestaltung.

3. Interkulturelle Kompetenz neu denken!

Abschließend seien als Quintessenz aus den dargestellten Neuorientierungen von Kompetenz- und (Inter-)Kulturalitätsverständnis thesehaft und ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige Aspekte skizziert, die bei künftigen Konzeptualisierungen von Modellen zur interkulturellen Kompetenz(entwicklung) bedacht werden sollten:

- In Hinblick auf die Wahl von Kompetenzmodellen bieten sich solche mit ganzheitlicher Orientierung an, die neben Selbst-, Sozial-, Methoden- und Sach-/Fachkompetenz die drei Ebenen des Kognitiven, Konativen und Affektiven sowie die Dynamik kontextueller Interdependenzen i.S. der fortlaufenden Veränderung der Bedingungen kompetenten Handelns berücksichtigen (vgl. Abb.1).
- Bezogen auf Maßnahmen der Kompetenzentwicklung wird die Ebene des Affektiven („Wollen“, Motivation) derzeit zu wenig berücksichtigt. Vor allem unter Aspekten der Nachhaltigkeit des Lernprozesses gilt es hier, neue Methoden, Inhalte und Lernszenarien für die Entwicklung u.a. von „Empowerment“ zu entwickeln. Kollaborative Projektarbeit sowie lernerzentriertes, digital vernetztes globales Lernen bieten diesbezüglich zielführende Möglichkeiten, auch außerhalb des geschützten und insofern ‚sicheren‘ Lernraums Akteurs(feld)reziprozitäten zu generieren.
- Aufgrund der in vielen kulturellen Akteursfeldern hohen Veränderungsdynamik des Handelns und der Multirelationalität der einzelnen Akteure ist die Grenze zwischen einer Handlungskompetenz in überwiegend vertrauten Kontexten und einer solchen in überwiegend unvertrauten und unvorhersagbaren Kontexten, eben einer interkulturellen Handlungskompetenz, nicht eindeutig bestimmbar: Interkulturelle Handlungskompetenz ist folglich keine eigenständige Kompetenz, sondern Transferkompetenz - u.a. mit dem Ziel, den Umgang mit dem Unvertrauten vertrauter zu machen (vgl. Abb.4).

⁵⁸ D. Busch/ J.Möller-Kiero, Fn. 56, S. 53.

⁵⁹ Leitsatz der Plattform des Hochschulnetzwerks „Intercultural Campus“ (www.intercultural-campus.org).

⁶⁰ Frank Adloff/ Volker M.Heins (Hrsg.): *Konvivialismus. Eine Debatte*. Transcript: Bielefeld 2015.

⁶¹ Andreas Weber: »Wirklichkeit als Allmende. Eine Poetik der Teilhabe für das Anthropozän«. In: Silke Helfferich/ David Bollier/ Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Die Welt der Commons. Muster gemeinsamen Handelns*. Transcript: Bielefeld 2015, S. 354-372.

⁶² Vgl. D.Busch/ J.Möller-Kiero, Fn. 56.

- Aufgrund der hohen Kontextabhängigkeit kann es „eine generalisierte allgemeine interkulturelle Kompetenz <....> sinnvoll nicht geben“⁶³. Damit ist der Sinn standardisierter interkultureller Kompetenztests in Frage gestellt.
- Versteht man ein „sustainable glocal relationship building“ als übergreifende Zielsetzung interkultureller Kompetenzentwicklung, sollten mit Blick auf überwiegend unvertraute Handlungsfelder insbesondere gefördert werden: perspektivenreflexives strukturprozessuales Denken, Kollaborationsfähigkeit - auch in kommunikativer Hinsicht, Wille und Befähigung zu nachhaltigem interkulturellen Beziehungsaufbau, ganzheitliches Denken und Handeln, Auseinandersetzung mit den komplexen Wechselbeziehungen von lokalen und globalen Akteursfeldern, Umgang mit unvertrauten und als unsicher empfundenen Situationen, Initiierung von Synergien sowie Umgang mit dem Faktor ‚Macht‘. Insgesamt dürften Konzeptualisierungen interkultureller Kompetenz(entwicklung) gerade aufgrund der strukturprozessualen Potentiale des Interkulturalitätsbegriffs auch künftig ihre Berechtigung behalten. Eppenstein, der für „ein reflexiv ausgerichtetes Verständnis interkultureller Kompetenzen“⁶⁴ plädiert, bemerkt zutreffend: „Gegenüber Konzepten ‚transkulturellen‘ Lernens greift die interkulturelle Perspektive weiter: Sie sucht nicht allein ein ‚kleines gemeinsames Vielfaches‘, sondern beansprucht neben Formen der wechselseitigen ‚interkulturellen‘ Anerkennung die Hervorbringung von etwas Neuem, das aus der interkulturellen Auseinandersetzung erst entsteht.“⁶⁵

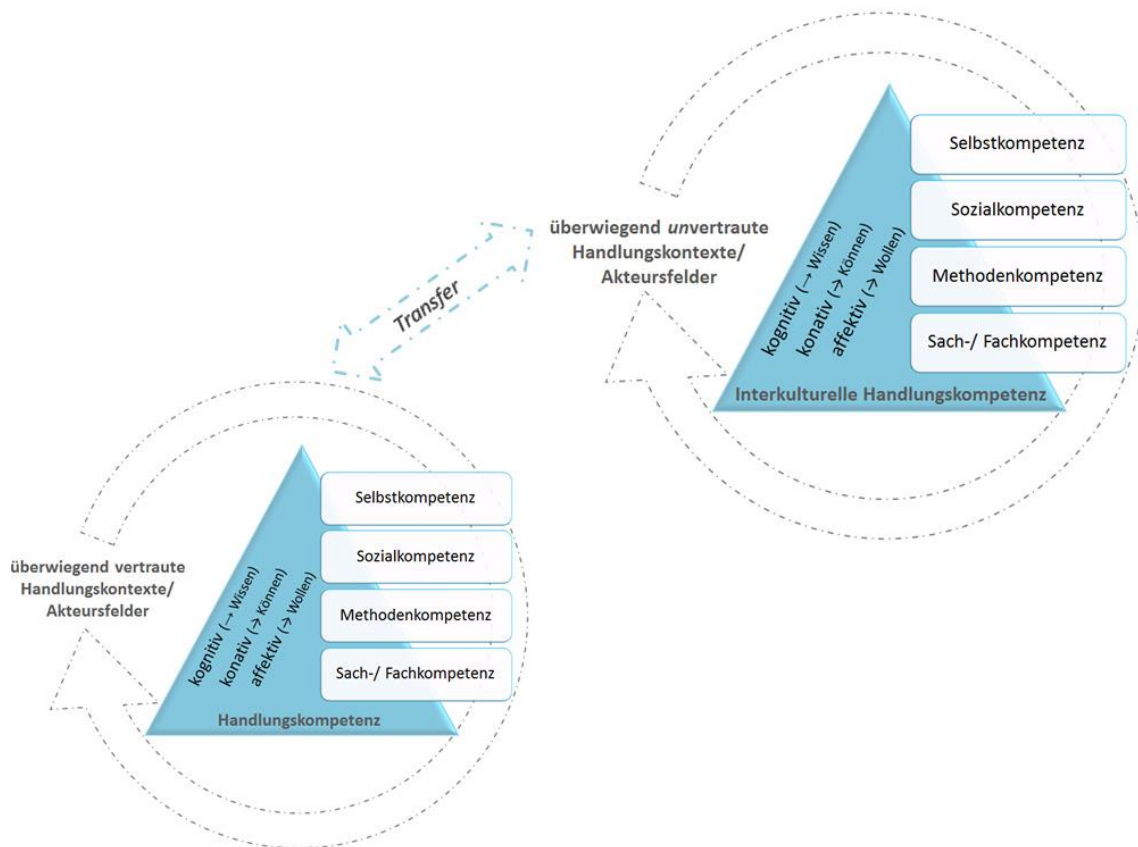


Abb. 4: Interkulturelle Handlungs- als Transferkompetenz

⁶³ T. Eppenstein, Fn. 21, S. 52.

⁶⁴ ebd., S. 59.

⁶⁵ ebd., S. 34.